

GENNADI E. KAGAN

Der »Kalter Krieg« in meiner Erinnerung

Mich auf mein Thema vorbereitend, konnte ich als Linguist nicht umhin, im Lexikon nachzuschlagen, was der Begriff »Kalter Krieg« beinhaltet. Im »Neuen Brockhaus« des Jahres 1959 (also noch vor dem Bau der Berliner Mauer erschienen) fand ich die folgende Definition: »Kalter Krieg, diplomatische, wirtschaftliche und propagandistische, jedoch nicht militärische Auseinandersetzung zwischen Staaten oder Staatengruppen, besonders im Ost-West-Konflikt«. Und im »Großen Duden-Lexikon« (Mannheim 1966) findet sich im vierten Band sogar ein Hinweis auf den sprachlichen Ursprung, sozusagen die etymologische Quelle dieses Begriffs. Dort heißt es: »Kalter Krieg, annähernd konzessionsloser wirtschaftlicher und propagandistischer Kampf (psychologische Kriegsführung) zwischen Staaten, ohne daß Waffengewalt angewandt wird. Bezeichnung üblich seit dem Erscheinen des Buches »Der kalte Krieg« von Walter Lippmann (1947)«. Ein amerikanischer Publizist deutscher Abstammung hatte also diesen Begriff geprägt.

Bezogen auf mich, auf meine Generation und die Generation meiner Eltern und Lehrer, also jener sowjetischen Menschen, die in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg in der ehemaligen Sowjetunion lernten, studierten, arbeiteten, Armeedienst taten oder im Gulag saßen, also damals dort lebten, war der »Kalter Krieg« nur nach außen hin kalt, das heißt, für uns traf die bei der Klimatologie entlehnte Begriffsbestimmung Walter Lippmanns nur nach außen hin zu. Was außerhalb unserer Grenzen vor sich ging, die äußeren Ereignisse und Kriege (z.B. Korea, Vietnam, Naher Osten, die Berlin-Krise, die Kuba-Krise oder auch die Geschehnisse in Ungarn und in der Tschechoslowakei) waren für uns Konflikte, die uns nicht unmittelbar berührten und die für uns im Gegensatz zum Großen Vaterländischen Krieg ohne sichtbare Blutverluste abliefen. Im Innern des Landes jedoch, das heißt für das ganze Sowjetvolk, war dieser »Kalter Krieg« alles andere als kalt, war er überaus heiß, hieß es doch – um Orwell abzuwandeln: »Friede ist Krieg!«

Frieden – diesem heiligen und allerhöchsten Ziel wurde im Innern des Landes das ganze Leben untergeordnet, dem Kampf um den Frieden in der ganzen Welt, wie es hieß. Jeder Bürger des Landes war ein Soldat in diesem Kampf um den Frieden. In einem der damals oft gesungenen Lieder hieß es: »Wir sind friedliche Menschen, aber unser Panzerzug steht auf dem Wartegleis!« Kindergärten, Schulen, Hochschulen, Fabriken und jegliche sowje-

Gennadi E. Kagan – Publizist und Übersetzer, lebt in Wien.

Der hier abgedruckte Vortrag wurde auf dem Halle-Forum 1998 (24. bis 26. Juni) gehalten. Das Thema der Veranstaltung lautete: »Kalter Krieg: Erziehung, Bildung, Wissenschaft. Die strategische und politische Konzeptualisierung und Realisierung im Ost-West-Konflikt«.

tische Institution wurden zu Kampfstätten für den Frieden erklärt. Dieses um den Frieden in der ganzen Welt kämpfende Sowjetsystem führte zwangsläufig zu einer alles erfassenden Militarisierung des Denkens, der Ideale, der Tätigkeit und der Lebensweise. Damals ging bei uns ein bitteres Scherzwort um: Wir werden derart um den Frieden in der ganzen Welt ringen, daß bei den verdamnten Imperialisten kein Stein mehr auf dem anderen bleibt!

Für diesen Frieden in der Welt kämpfte man im Innern unseres Landes mit zahllosen Kampagnen, bald gegen unsere ehemaligen, aus Deutschland wieder heimgekehrten Kriegsgefangenen und Deportierten, bald gegen die »vaterlandslosen kosmopolitischen Gesellen« im Lande, bald gegen ganze Völkerschaften wie die Krimtataren, die Tschetschenen, die Moldawier und die Balten. So war im Innern unseres Landes die Zeit des »Kalten Krieges« sehr oft wahrhaftig eine heiße Zeit.

So weit ich mich auch in meine Kindheit zurückversetze, erinnere ich mich unweigerlich an das Leben während dieses »antiimperialistischen Kampfes« um den Frieden in der ganzen Welt, an die monströsen Menschenschlangen vor den wenigen Geschäften, vor denen man schon in der Nacht nach Brot und Mehl anstehen mußte. Hunger beherrscht diese Erinnerung, die noch heute keiner fremden Hilfe bedarf.

Und ich erinnere mich an die schwarzen »Radioteller«, aus denen bereits um sechs Uhr morgens die Nationalhymne erklang, die die erwachenden Werktätigen und Bauern des ersten Arbeiter- und Bauernstaates der Erde an den Schöpfer und Urvater aller sowjetischen Völker und Völkerschaften, den Planer, Architekten und Konstrukteur des sowjetischen Menschentyps, den allergrößten Kämpfer um den Weltfrieden, den genialen Generalissimus Stalin gemahnte. Bereits das erste morgendliche Wunschkonzert für die Werktätigen und Bauern war selbstverständlich durchdrungen von der unsagbaren Liebe und Verehrung der werktätigen Massen zu dem Schöpfer ihres unvorstellbar freien Lebens. Und ich höre noch heute, wie offen und kühn sie ihre Musikwünsche auch im weiteren Tagesverlauf äußerten: Da verpflichtete sich der Traktorist Petrow aus dem Sowchos Stalin im Brjansker Gebiet, den Plan um 200 Prozent überzuerfüllen, wozu er aber vor dem Pflügen noch unbedingt die Melodei »Suliko«, das Lieblingslied des georgischen Generalissimus, in der georgischen Originalfassung hören müsse. Und der Bergmann Sidorow aus dem Stalin-Schacht in Workuta, der Tierarzt Chujembajew aus dem fernen Stalin-Aul in Usbekistan, die Melkerin Schemsejarowa aus dem tatarischen Stalin-Kolchos, der Gefreite Kosoluptschenko aus der verdienten Garderaketeneinheit Stalin in Sibirien – sie alle wollten unbedingt die neuesten Lieder über Stalin aus den verdienten Federn der komponierenden Volkskünstler des Komponistenverbandes namens Stalin hören.

Diesem Musikprogramm schloß sich als Höhepunkt eine musikalisch-gefühlvoll untermalte Direkt-Übertragung aus dem Moskauer Stalin-Museum an, eine etwa dreistündige Aufzählung der Geschenke der Proletarier aller Länder zum 70. Geburtstag des Generalissimus. Und bevor die »Wähler« sich dann endlich zur wohlverdienten Nachtruhe begaben, ertönte aus dem Radio als

höchster der Höhepunkte sozialistischer Sangeskunst das Lied »Stalin und Mao hören zu«, vorgetragen vom 900-stimmigen Ensemble der Sowjetarmee.

Ebenso ist mir noch bis auf den heutigen Tag Stalins Tod im Gedächtnis haften geblieben, weil am Abend jenes Märztes 1953, an dem, so schien es, das ganze Land den Atem anhielt, mein Vater mit ungewohntem Schwung unser Trichtergrammophon auf den Tisch stellte, und daraus eine fröhliche, beinahe übermütige Melodie erklang, begleitet von den Worten meines Vaters: »Heute ist ein großer Tag für uns. Schlimmer kann es nun nicht mehr werden. Haben wir nicht allen Grund, uns darüber zu freuen, daß der Vater der Völker endlich krepirt ist?«. Und ich erinnere mich auch deshalb so genau daran, weil am nächsten Tag unsere Klassenleiterin die jüdischen Schüler, darunter auch mich, vor die Tafel rief und uns anschrie, weil wir Juden angeblich den großen Stalin vergiftet hätten.

Ich erinnere mich an die Trauermusik aus dem Radio während der Beisetzungsfeierlichkeiten für den großen Stalin, an die Worte Berias, der sich anschickte, Stalins Nachfolge anzutreten: »Wer nicht blind ist, der sieht!«; Worte, die wie eine unverhohlene Drohung gegen alle Feinde des Kampfes um den Weltfrieden klangen, und wer unter den sowjetischen Bürgern konnte schon sicher sein, daß er nicht schon am nächsten Tag zu diesen Feinden gerechnet wurde.

Nach dem Tode des Generalissimus änderte sich der Charakter der Radiomusik auf geradezu atemberaubende Weise. Nunmehr strahlte das Radio, heroisch untermalt mit Beethovens »Eroica« und Tschaikowskis b-moll-Klavierkonzert, so bedeutende, denkwürdige und epochale Ereignisse aus, wie die Enthüllung von Köpfen, Büsten und Statuen noch lebender Parteifunktionäre, sowie die Verleihung ihrer Namen an Straßen, Plätze, Siedlungen Entbindungsanstalten, Kranken- und Irrenhäuser.

Mit den zahlreicher werdenden Begräbniszereemonien (Breshnew-Ära) für die hingeschiedenen Kremlgreise änderte das Radio wiederum den Griff ins musikalische Klassik-Archiv und bevorzugte nun den Chopinschen Trauermarsch, kehrte aber nach den beiden Putschen zum Tschaikowskischen b-moll-Konzert zurück, allerdings, dies wohl aus patriotischen Gründen, nur zu diesem. Die heldische »Eroica« eines Ausländers paßte wohl den einen wie den anderen Verantwortlichen nicht mehr ganz ins Bild.

An Berias bald danach erfolgten Sturz erinnere ich mich und an den Beginn der Chruschowschen »Tauwetter«-Ära, und natürlich an den Beginn meiner Leningrader Studentenzeit 1955, die so manche Gefahren für den jungen Philologie-Studenten in sich barg, denn Studienfächer wie Germanistik, Literaturwissenschaft, Philologie, Philosophie – kurz alle humanistischen Fächer, wurden in dem Land des totalen Kampfes um den Weltfrieden als verdächtiger Nährboden für gefährliche Gedanken angesehen. Wer sich dennoch entschloß, eines dieser Fächer zu studieren, mußte mit einer ständigen Überprüfung seiner »ideologischen Unbedenklichkeit« rechnen. Und das traf sowohl auf die Studenten wie auch auf die Hochschullehrer zu. Buchstäblich alles, von den Lehrinhalten

bis zu den Lehrmethoden war einer allgemeinen geistigen Uniformierung unterworfen und hatte, wie es hieß, dem »Kampf um den Weltfrieden« und dem Bedürfnis nach »nationaler Sicherheit« zu dienen, wobei die Bekämpfung des »inneren Feindes« im Vordergrund stand – und zu einem solchen »inneren Feind« konnte jeder werden, über Nacht und sogar ohne eigenes Dazutun.

Fremdsprachen spielten in den Jahren des »Kalten Krieges« und dieses totalen Kampfes um den Weltfrieden kaum eine Rolle. Es lohnte nicht, eine fremde Sprache zu erlernen. Alle wichtigen internationalen Klassiker waren bereits im 19. Jahrhundert ins Russische übersetzt worden, und Zeitgenössisches aus dem Westen war ohnehin kaum zu bekommen. Überdies waren mündliche oder schriftliche Kontakte mit Ausländern unerwünscht, nicht zu reden von Auslandsreisen, sofern sie nicht im Rahmen offizieller Delegationen stattfanden. Erlauben Sie mir, hier in diesem Zusammenhang eine Anekdote einzuflechten, ich habe sie von meinem Onkel: An der Moskauer Universität wurde einem Doktoranden anlässlich der Verteidigung seiner Dissertation von einem Professor vorgehalten, der Inhalt seiner Arbeit sei bereits längst in westlichen Fachpublikationen veröffentlicht worden, und er hätte wohl daraus abgeschrieben. Voller Empörung verbat der Doktorand sich diesen Vorwurf und erklärte wörtlich: »Sie können mir sicher manches vorwerfen, aber nicht, daß ich von ausländischen Arbeiten abgeschrieben hätte. Ich spreche nämlich, was ich beweisen kann, keine einzige Fremdsprache!« – Soviel zum Stellenwert der Fremdsprachen in der ehemaligen Sowjetunion, sofern sie nicht offiziellen staatlichen Zwecken bzw. dem »Kampf um den Weltfrieden« dienten. Dementsprechend gab es auch die verschiedensten Kategorien unter meinen Lehrern. Für die einen bewegte sich beispielsweise die deutschsprachige Literatur nur unwesentlich über das 19. Jahrhundert hinaus, für andere wiederum bestand sie, Kritisches selbstverständlich ausgenommen, lediglich aus der DDR-Literatur, denn das war sozusagen ungefährlich. Natürlich gab es auch eine Gruppe von Lehrern, und das waren gerade oft die besten, die sich auch in der Literatur der deutschen Bundesrepublik, der Schweiz und Österreichs gut auskannten. Aber meine Lehrer waren sie alle, und so hatte ich mich während meiner Studienzeit zwischen diesen Gegensätzen zu bewegen.

Im alten Rußland war die deutsche Sprache aus den verschiedensten historischen Gründen relativ weit verbreitet, und das bis in die Umgangssprache hinein, so ist beispielsweise bis heute ein Wort wie »Butterbrot« ein feststehender Begriff in der russischen Sprache geblieben. Und trotz Hitler und Stalin, trotz des Eisernen Vorhangs war sie auch noch in der Sowjetunion, sogar während des »totalen Kampfes um den Weltfrieden« vorhanden – die geistige deutsche Welt von Goethe bis Heine und Hegel, sie existierte in staatlichen und privaten Bibliotheken, in den Antiquariaten und im Gedächtnis vieler alter Menschen. Und fremdsprachige Bücher waren spottbillig – es konnte sie ja kaum jemand lesen. Viele von denen, die noch Deutsch sprechen konnten, behielten das besser für sich. Und die Angst hatte damals bei uns viele Gesichter. Immer wieder steigt aus den Tiefen meines Gedächtnisses diese alles

beherrschende Angst wieder auf, die auch noch während des »Tauwetters« allgegenwärtig war. Ich erinnere mich an eine meiner Tanten, die plötzlich gewissermaßen aus dem Nichts bei uns auftauchte, nachdem sie zwölf Jahre im Gulag verbracht hatte, und nun eine geradezu panische Angst verbreitete. Bis zu ihrem Tode im Jahre 1967 vermochte sie den Namen Stalin nur im Flüsternden auszusprechen. Und ich erinnere mich, wie wir jungen Leute, wenn wir zufällig mit einem Deutschen zusammentrafen, jedesmal vorsichtig fragten: »Ost oder West?« – Man konnte ja nie wissen.

Aber wie auch immer, mit der Zeit begann sich die Situation zumindest äußerlich etwas zu lockern. In den Buchläden tauchte gelegentlich zeitgenössische deutschsprachige Literatur auf, es fanden Gastspiele des Brechtschen Berliner Ensembles und des Wiener Burgtheaters statt, und verschiedene Kunstausstellungen wie die der Dresdner Gemäldegalerie fanden ein aufgeschlossenes Publikum. Natürlich waren gerade in einer Stadt wie Leningrad die Gefühle den Deutschen gegenüber noch recht gegensätzlicher Natur. Die 900 Tage der Blockade durch die deutsche Wehrmacht, denen zahllose Einwohner Leningrads zum Opfer gefallen waren, wirkten noch immer nach, waren noch nicht vergessen, und so gab es bis in meine Familie hinein noch viele Vorbehalte. So konnte es beispielsweise mein Schwiegervater, ein gebildeter Mensch, der im Krieg viele Angehörige verloren hatte, nicht ertragen, daß in seinem Beisein auch nur ein deutsches Wort gesprochen wurde.

Und ich erinnere mich an die eine fast hysterische antijüdische Stimmung, die zu jener Zeit des Sechstage-Krieges zwischen Israel und Ägypten herrschte, zumindest in den sowjetischen Großstädten, hervorgerufen durch eine wüste Propaganda der Massenmedien, derzufolge Israel nichts als ein aggressiver Militärstaat war, der alle Bedürfnisse seines Volkes der Militärpolitik unterwarf. Das war natürlich eine wahrhaft kuriose und zynische Propaganda angesichts dessen, was die Militärpolitik der UdSSR der sowjetischen Bevölkerung auferlegt hatte. Aber – ich hoffe, Sie haben doch nicht vergessen – wir sind friedliche Menschen, aber unser Panzerzug... und da ich gerade in dieser Zeit auf meiner Hochschule und in der Redaktion der Zeitschrift »Newa« gewissermaßen zum Helden des Tages wurde – d.h. es eröffnete sich mir die unverhoffte Möglichkeit, den Chef der Prosaabteilung als Dolmetscher nach Ost-Berlin zu begleiten –, habe ich den Leuten andernorts, so im Parteikomitee meiner Hochschule und sogar im Gebietskomitee der Partei gewisse Schwierigkeiten bereitet, und sie alle falteten bedenklich die Stirn, als sie davon hörten, daß ausgerechnet ich den Leiter der Prosaabteilung der Zeitschrift begleiten sollte. Die Hochschule für Kühlanlagentechnik mußte der Redaktion der »Newa« eine Charakteristik, also eine Art politisches Leumundszeugnis, über mich einreichen, das diese wiederum, obwohl ich parteilos war, zur endgültigen Entscheidung an das Gebietskomitee der Partei weiterzuleiten hatte. In diesem Komitee hielt man es offenbar für erforderlich, mich einer Art Reiseprüfung zu unterziehen, vielleicht in der Hoffnung, einen Anlaß zu finden, mir die Reise zu untersagen. Ich wurde also zu einem Gespräch vorgeladen. Ein Oberlehrer für Geschichte der KPdSU nahm mich

in Empfang, und er machte von Anfang an keinen Hehl daraus, daß er mich kaum für fähig oder gar für würdig hielt, das Vaterland der Proletarier aller Länder im Ausland zu vertreten und sei es auch nur als Dolmetscher. Ob ich überhaupt eine Vorstellung davon hätte, fragte er, welchen Umtrieben und Intrigen ich in dem beinahe schon westlichen Ausland DDR ausgesetzt sein könnte, das ja schließlich immerhin an der äußersten Grenze des Sozialismus läge. So eine Wortwahl und so eine Ausdrucksweise und dieser bemüht gestrenge Gesichtsausdruck...

Ich kann hier nur eine flüchtige, unvollkommene Darstellung des Lebens in der ehemaligen Sowjetunion geben, basierend auf meinen eigenen subjektiven, persönlichen Erinnerungen an den »Kalten Krieg«, wie er sich, eben ganz und gar nicht kalt, im Innern des Landes vollzog. Aus den sechziger und siebziger Jahren des »totalen Kampfes um den Weltfrieden« in meinem Land kommen mir (ich war schon Mitarbeiter an der Literatur-Zeitschrift »Newa« in Leningrad) Erinnerungen an die totale Zensur. Bücher von DDR-Autoren wie Biermann, Kunert, Sarah Kirsch und anderen waren, wie die westlicher Autoren, kaum zu haben und standen in den staatlichen Bibliotheken in den sogenannten »Giftschrank«, wo alles Ketzerische verwahrt wurde. Selbstverständlich gab es für diese Praxis keine Gesetzmäßigkeit. Die einzige, die hier galt, war die starre kommunistische Ideologie, und die bekam auch ein so weltberühmter Autor und Nobelpreisträger wie Heinrich Böll zu spüren. Er gehörte bis in die sechziger Jahre hinein zu den beliebtesten ausländischen Autoren in der damaligen Sowjetunion, bis eines Tages das Verdikt über ihn und seine Werke verhängt wurde und er nicht einmal mehr erwähnt werden durfte. Der Grund dafür: er war aktiv gegen den Einmarsch der Truppen des Warschauer Pakts in die Tschechoslowakei aufgetreten. Für Jahre verschwand sein Name für den russischen Leser. Ähnlich erging es anderen westlichen Autoren, etwa Jean Paul Sartre.

In jenen Jahren nahm diese spezifisch sowjetische Zensur auch auf Übersetzungen Einfluß. Besonders auf diesem Gebiet sind es meine eigenen bitteren Erfahrungen, an die ich mich erinnere. Ich will hier nur einige der bekanntesten deutschsprachigen Autoren nennen, die ich alle nur in einem stetigen Kampf mit der Zensur ins Russische übersetzen konnte: Stefan Zweig, Klaus Mann, Franz Werfel, Joseph Roth, Viktor Klemperer, Anna Seghers, Günther Kunert und andere. Besonders in diesen Jahren begnügten sich die sowjetischen Zensoren nicht nur damit, die Werke der eigenen Autoren zu beschneiden, sie wachten auch argwöhnisch darüber, daß von ausländischen Schriftstellern nur Geknabertes ins Land kam. So wurden die Werke aller von mir aufgezählten Autoren immer wieder verstümmelt und guillotiniert. Oft genug wurden schon druckfertige Übersetzungen wieder zurückgestellt, angeblich weil in dem »ach so winzigen Ländchen« Sowjetunion kein Papier dafür vorhanden war und man die Wälder schonen müsse, man könne sie nicht, wie es hieß, den Werken dekadenter ausländischer Autoren zuliebe zu Papier verarbeiten. Argumente fand man immer; ob sie geglaubt wurden oder geglaubt werden konnten, war nebensächlich.

Und ich erinnere mich an das grandiose spezifisch sowjetische

»Theatrum ceremoniale historicum-politicum« vor der gewaltigen Kreml-Szenerie auf dem Roten Platz, an die grandiosen Militärparaden, an die pompösen und prunkvollen Bestattungszereemonien mit anschließender Einmauerung in die Kremllmauer...

(Wir sind friedliche Menschen, aber unser Panzerzug steht auf dem Wartegleis...)

Bis heute sind mir auch die Sprachmodelle jener Jahre im Gedächtnis geblieben, sprachliche »Perlen«, die der Masse über Rundfunk und Presse und später auch über das Fernsehen aufgenötigt wurden und ihr in Fleisch und Blut übergingen, Worte, Redewendungen, Satzgebilde, die man ihr in millionenfachen, stereotypen Wiederholungen aufdrängte, und die ganz mechanisch und unbebewußt, wie es heute mit der aggressiven kommerziellen Produktwerbung geschieht, übernommen wurden. In meinem damaligen Staat, der ununterbrochen um den Frieden in der ganzen Welt rang, verlor die Sprache ihre wesentlichste Funktion: sie hörte auf, ein Kommunikationsmittel zu sein. In diesem Land kommunizierte die Sprache angesichts des heruntergegangenen Eisernen Vorhangs nur noch mit der Propaganda, das heißt mit einer einzigen, sozusagen gewaltigen Zeitung, in die das ganze Land eingewickelt wurde. Das Wort kam nur noch von oben in die Sprache und sollte vom ganzen Volk verdaut werden: die Propaganda implantierte in das Bewußtsein – oder sollte ich besser in das Unterbewußtsein sagen? – Wörter, die ihrem Wesen, ihrer Natur nach für das Volk völlig bedeutungslos, ihres Sinnes entleert waren, wenn sie je einen Sinn gehabt hatten. Das waren Wörter, Namen, Wendungen, oft über Monate hinweg nachhallend, die dem Ohr fremd klangen und zu denen das Bewußtsein in der Wirklichkeit kein Pendant fand: Schlagt die Imperialisten! Seid wachsam gegen die Volksfeinde! Kämpft für den Frieden in der ganzen Welt! Wir erobern den Raum und die Zeit! Wir überholen Amerika! – Dieser letzte propagandistische Slogan fand im Herbst 1989, bei der letzten großen Leninrader Demonstration anlässlich des Jahrestages der Großen Oktoberrevolution, seine bitter-ironische Abwandlung auf einem Transparent, das eine Gruppe oppositioneller junger Leute vor sich her trug: Wir überholen Afrika! Die wie stets an solch einem Tag am Rande des Newskiprospekts Spalier standen, waren empört oder lachten unsicher. Und es war wohl auch dieses noch unsichere Lachen, in dem man schon den Abgesang auf den »Kalten Krieg« spüren konnte, der gleichzeitig zu einem Abgesang auf die Sowjetunion werden sollte, auf alles, was die Menschen, deren Leben die Stalinsche Ära gewesen war, erlitten und erduldet hatten.

Und an meinen Kalten Krieg denkend, erinnere ich mich an die vielen Denkwürdigkeiten der friedlichen (Wir sind doch friedliche Menschen, aber unser Panzerzug steht auf dem Wartegleis) sowjetischen Gestaltungskunst, wie man sie beispielsweise auch heute noch in Moskau oder mehr noch in Sankt Petersburg findet. In diesem Haus fand die erste bzw. dritte Tagung der Teilnehmer, der Umstürzler, der Nihilisten, der Anarchisten, der Verschwörer, der Aufständischen, der Insurgenten, der Attentäter, der Streiter, der Krieger, der Waffenträger, der Vaterlandsverteidiger, der Soldaten ... statt. Am schönsten finde ich aber die Gedenktafel in der

Elften Linie der Wassilij Insel in Petersburg (Wir sind doch friedliche Menschen ...): In der dritten Etage dieses Hauses befand sich im Jahre 1882 die illegale Dynamitwerkstatt der Partei »Volkswille« (Wir sind doch friedliche Menschen, aber unser Panzerzug steht auf dem Wartegleis....)

Ich habe von meinem »Kalten Krieg« gesprochen, der scheinbar nichts mit den eingangs zitierten Lexikon-Definitionen zu tun hatte, denn dort ist von Staaten und Staatengruppen die Rede, nicht von den Völkern, nicht von den Menschen dieser Völker, die, wie die Menschen in der ehemaligen Sowjetunion, diesen sogenannten »Kalten Krieg« mit all seinen Lächerlichkeiten, Widerwärtigkeiten und Schrecknissen in ihrer alltäglichen Wirklichkeit erfahren und durchleben mußten. Ich habe dabei ein wenig von meiner eigenen erlebten und durchlebten Wirklichkeit erzählt und von den mir noch immer beklemmend gegenwärtigen Erinnerungen daran, nicht zuletzt von der Sprache dieser vergangenen Wirklichkeit und dem Umgang mit ihr, der stets für den Umgang oder Nicht-Umgang mit den Menschen steht. Das ist eine der nie vernarbenden Wunden, die der »Kalte Krieg« mir, meiner Generation, meinem Volk zugefügt hat.